

Jürgen Osterhammel

## Einleitung: Krieg und Frieden an den Grenzen Europas und darüber hinaus

### I

Niemand zählte die Toten. Es mögen zwischen dreihundert und siebenhundert gewesen sein. Die angreifende Partei jedenfalls hatte nur zwei Gefallene und vierzig Verletzte zu beklagen, überwiegend Opfer der Schießkünste der eigenen Leute. Im Morgengrauen des 26. Mai 1637 hatten die Leute des Hauptmanns das Dorf leise umstellt. Auf sein Kommando brachen sie in die Hütten ein. Sie schossen auf die aus dem Schlaf gerissenen Bewohner. Im raschen Rückzug legten sie Feuer an die strohgedeckten Behausungen und bildeten einen Umzingelungsring um die brennende Siedlung. Wer nicht in den Flammen umkam, wurde beim Versuch der Flucht mit dem Degen aufgespießt oder in Stücke gehauen. Obwohl es – so der Bericht nach ‚erfolgreicher‘ Aktion – infernalisch nach verbranntem Fleisch stank, ließen die Angreifer es sich nicht nehmen, an Ort und Stelle dem HERRN für ihren heldenhaften Sieg über einen solchen „stolzen und hochmütigen Feind“ zu danken. Die meisten der getöteten Dorfbewohner waren Frauen, Kinder und Greise.<sup>1</sup> Einige der Überlebenden wurden in die Sklaverei verkauft.<sup>2</sup>

Was wie eine Schilderung einer Greuelthat aus dem Pommern, Hessen oder Württemberg des Dreißigjährigen Krieges klingt, trug sich auf einem weit entfernten Schauplatz zu. Man lese für „Hütten“ „Wigwams“ und findet sich in das Nordamerika der frühen englischen Eroberung und Kolonisation versetzt. Es handelt sich um den Überfall der Engländer unter Captain John Mason auf ein Lager der Pequot-Indianer am Mystic River in Connecticut – eines der

<sup>1</sup> Gregory H. Nobles: *American Frontiers. Cultural Encounters and Continental Conquest*. New York 1997, S. 19 f. Die wichtigste Quelle für das Geschehen ist Masons eigener Bericht: *John Mason: A Brief History of the Pequot War*. Boston 1736. Zum Kontext vgl. Francis Jennings: *The Invasion of America. Indians, Colonialism, and the Cant of Conquest*. New York, London 1975, S. 202–227, bes. 221. Jennings betont den über das militärisch Notwendige hinausgehenden Vernichtungswillen Masons und seiner Leute. Vgl. auch Ian K. Steele: *Warpaths. Invasions of North America*. New York, Oxford 1994, S. 89–94; Neal Salisbury: *Manitou and Providence. Indians, Europeans, and the Making of New England, 1500–1643*. New York, Oxford 1982, S. 215–225.

<sup>2</sup> Vgl. Karen Ordahl Kupperman: *Providence Island, 1630–1641. The Other Puritan Colony*. Cambridge u. a. 1993, S. 172.

schlimmeren unter den Indianermassakern der Epoche, ein kleines Kapitel aus der Geschichte des Kampfes zwischen angeblicher Zivilisation und angeblicher Wildheit an der Grenze der europäischen Expansion. Das Ereignis war auch darin nicht untypisch für Vorgänge dieser Art, daß auf der Seite der Weißen einheimische Verbündete und Hilfstruppen, hier der mit den Pequots rivalisierende Stamm der Narragansetts, beteiligt waren, Täter und Opfer also durch keine eindeutige Rassenlinie getrennt waren. Der Sieg über die seit 1634 durch eine schreckliche Pockenepidemie geschwächten Pequots war ein Triumph, mit dem sich alle Puritaner identifizieren konnten. Er schien ihr göttlich sanktioniertes Recht auf Landnahme und Siedlung zu bestätigen. Gott hatte die Kolonisten zu seinen Werkzeugen auserkoren und ihnen zugleich zu einer Lebensgrundlage verholfen. Die Rhetorik, mit der diese glückliche Fügung gefeiert wurde, war alttestamentarisch. Analogien zu den Israeliten, die die Kanaaniter niedergeschmettert und aus dem Gelobten Land vertrieben hatten, lagen auf der Hand.<sup>3</sup>

Die Niederlage der Pequots bedeutete den Anfang vom Ende eines wirkungsvollen primären Widerstandes gegen die europäische Invasion Neu-Englands. Die Konflikte, die fortan zwischen Europäern und einheimischen Amerikanern auftraten, waren bereits sekundärer Natur, also Folgen der Kolonisation. Sie ergaben sich aus dem Vordringen der christlichen Mission und dem Versuch, einen Teil der Indianer zu Viehzüchtern umzuerziehen, sowie aus dem schnellen Wachstum der Siedlerbevölkerung, das den Hunger auf indianisches Land stetig verstärkte. 1675–1677 eskalierten die Spannungen in *King Philip's War* zu einer Auseinandersetzung, die man den proportional verlustreichsten Krieg in der Geschichte Amerikas genannt hat.<sup>4</sup> Metacom, der Häuptling der Wampanoag, der sich Philip nannte und den Europäern so etwas wie ein König zu sein schien, reagierte auf fortgesetzte Provokationen mit einem zunächst sehr erfolgreichen Guerillakrieg gegen die englischen Grenzsiedlungen. Ganze Kolonistendörfer wurden niedergebrannt. In der zweiten Hälfte des Jahres 1676 verkehrten sich die Kräfteverhältnisse. Die Gründe dafür sind komplex, aber ein externer Faktor spielte eine besondere Rolle: Der Krieg war von Anfang an nicht als Kampf zwischen Tomahawk und Gewehr, sondern auf beiden Seiten mit Waffen europäischer Provenienz geführt worden: Steinschloßmusketen, Blei und Schießpulver. Als entscheidend erwies sich nun, daß King Philip keinen zureichenden Nachschub an Schießpulver, das zur Gänze aus Europa kam, zu organisieren vermochte und dem Embargo, das seine Gegner durchsetzten, hilflos gegenüberstand. Die Kolonisten erlitten in diesem Krieg hohe Verluste. Bei weitem höher aber war die Zahl der Indianer, die

<sup>3</sup> Vgl. Salisbury: *Manitou and Providence* (Anm. 1), S. 225.

<sup>4</sup> Peter C. Mancall: *Native Americans and Europeans*. In: *The Oxford History of the British Empire*. Bd. 1: *The Origins of Empire*. Hrsg. von Nicholas Canny. Oxford, New York 1998, S. 328–350, hier 344.

während der Kämpfe und der sich anschließenden grausamen Repression ums Leben kamen oder in die Sklaverei gezwungen wurden.<sup>5</sup>

## II

Der Frieden, der in Münster und Osnabrück gestiftet wurde, berührte Kriege wie den zwischen europäischen Invasoren und den Ureinwohnern Nordamerikas nicht. Der Friedensschluß war ohne Zweifel ein Epochenereignis.<sup>6</sup> Ein Weltereignis war er nicht, und Epoche macht er nur in Europa. Er beendete keinen Weltkrieg: weder einen in Übersee ausgefochtenen Konflikt der europäischen Mächte noch gar einen „Kampf der Zivilisationen“. In Amerika und in Asien führten Europäer weiterhin Kriege, für die das Datum 1648 belanglos war. Es war keineswegs der hervorsteckende Charakterzug dieser Kriege, daß sie gegen ‚Wilde‘ gerichtet waren. Wechselseitige Akkulturation im Gewaltmilieu des Grenzkampfes sorgte lange Zeit für eine gewisse Balance der Mittel. Erst die Einführung des Maschinengewehrs im späten 19. Jahrhundert würde dieses prekäre Gleichgewicht weltweit zerbrechen. Wenn nötig, eigneten sich Außereuropäer europäische Waffen und Kriegstechniken bereitwillig und lernbegierig an. Umgekehrt zwangen die Realitäten der *guerre sauvage* oft Europäer zur Anpassung an einheimische Kriegstechniken, etwa in den nordamerikanischen Auseinandersetzungen zwischen Großbritannien und Frankreich im 18. Jahrhundert. Auch wäre die Aussage problematisch, es habe sich um Kriege gehandelt, die nicht zwischen Staaten ausgetragen worden seien. Für Asien, eine Welt hochorganisierter Staatlichkeit, trifft dies offensichtlich nicht zu. Hier legten die europäischen Seemächte ihren Ostasienkompanien während des 17. Jahrhunderts sogar bewußt Attribute militarisierter Staatlichkeit zu, ohne die sie den Wettbewerb in den verschiedenen asiatischen Machtspielen nicht hätten bestehen können. Aber auch King Philip und die Siedler Neu-Englands traten sich in gewissem Sinne als souveräne Mächte und militärische Exponenten organisierter Gemeinwesen gegenüber, auch wenn Europäer indigene Abwehr- und Befreiungskriege gerne in ‚Rebellionen‘ kolonialer Untertanen umdeuteten, zu deren Unterdrückung jedes Mittel recht war. Kennzeichnend für diese peripheren Kriege war, daß es für sie keine normativen Grundlagen systemischer Konfliktregelung gab. Zwar machte man sich Gedanken über den Status von Nicht-Europäern im entstehenden europäischen Völkerrecht,<sup>7</sup> aber es fehlte an

<sup>5</sup> Vgl. Steele: *Warpaths*, S. 94–108. Zur erfolgreichen Übernahme von Feuerwaffen durch die Indianer Nordamerikas vgl. Armstrong Starkey: *European-Native American Warfare in North America, 1513–1815*. In: *War in the Early Modern World*. Hrsg. von Jeremy Black. London 1999, S. 237–262, hier 243–246.

<sup>6</sup> So die Überschrift des ersten Teils in: *Der Westfälische Friede. Diplomatie – politische Zäsur – kulturelles Umfeld – Rezeptionsgeschichte*. Hrsg. von Heinz Duchhardt. München 1998 (= *Historische Zeitschrift*, Beihefte, N.F. 26).

<sup>7</sup> Vgl. Jörg Fisch: *Die europäische Expansion und das Völkerrecht. Die Auseinandersetzungen*

von beiden Seiten akzeptierten Ordnungsregeln der Konflikt­dämpfung und Konflikt­lösung.<sup>8</sup> Zu deren Ausbildung ist es trotz des – wie Anthony Pagden sagt „kosmopolitischen“ – Plädoyers Samuel von Pufendorfs und seiner Nachfolger bis hin zu Kant für die Anerkennung einer transkulturellen Soziabilität während der Frühen Neuzeit nicht gekommen.<sup>9</sup>

Der Westfälische Frieden war von weitaus geringerer welt­politischer Bedeutung als spätere Friedensschlüsse, wie etwa die von Utrecht (1713) oder Paris (1763).<sup>10</sup> Er stabilisierte nur die *Mitte* Europas. Sogar auf die Flanken des Kontinents wirkte er bestenfalls indirekt ein. Frankreich und Spanien führten noch elf Jahre lang weiter Krieg, und abermals neun Jahre später errang Portugal nach drei Kriegsjahrzehnten seine Unabhängigkeit von Madrid. Mit dem Großreich Polen ging es ziemlich genau seit 1648 bergab; innerlich geschwächt, konnte es Brandenburg, Schweden und Rußland nur mühsam widerstehen: Kaum waren die letzten deutschen Friedensdokumente unterzeichnet, da begann 1655 der Nordische Krieg, England lieferte sich zwischen 1652 und 1713 eine Serie von Kriegen mit Holländern und Franzosen. Nach kurzem Atemholen ging das brutale 17. in das kaum weniger kriegerische 18. Jahrhundert über.<sup>11</sup> Erst für das 19. Jahrhundert läßt sich sagen, daß – zumindest in Europa – die Jahre des Friedens die des Krieges deutlich überwogen: Unter den zehn verlustreichsten Kriegen zwischen Großmächten seit 1500 fand kein einziger zwischen 1815 und 1914 statt.<sup>12</sup> Nach Münster und Osnabrück wurden keineswegs alle Schwerter zu Pflugscharen umgeschmiedet. Der Kongreß produzierte eine Art von utopischem Überschuß. Die neu gefundenen Prinzipien und Prozeduren der Friedenssicherung<sup>13</sup> überstiegen die Bedingungen ihrer Anwendbarkeit. Dies galt ganz besonders für die Gebiete außerhalb des entstehen-

gen um den Status der überseeischen Gebiete vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Stuttgart 1984 (= Beiträge zur Kolonial- und Übersee­geschichte, 26).

<sup>8</sup> Vgl. auch die Vorstellung von „zwei internationalen Systemen“ bei Harald Kleinschmidt: Geschichte der internationalen Beziehungen. Ein systemgeschichtlicher Abriss. Stuttgart 1998, S. 124–126.

<sup>9</sup> Siehe den Beitrag von Anthony Pagden in diesem Band.

<sup>10</sup> Mit Gollwitzer möchte ich den Begriff der „Welt­politik“ bereits auf die Frühe Neuzeit anwenden. Vgl. Heinz Gollwitzer: Geschichte des welt­politischen Denkens. 2 Bde. Göttingen 1972–1982, Bd. 1: Vom Zeitalter der Entdeckungen bis zum Beginn des Imperialismus, S. 11–54.

<sup>11</sup> Im 17. Jahrhundert waren nur zwei Jahre „völlig kriegsfrei“, im 18. Jahrhundert immerhin 32. So Heinz Duchhardt: Balance of Power und Pentarchie. Internationale Beziehungen 1700–1785. Paderborn 1997 (= Handbuch der Geschichte der internationalen Beziehungen, 4), S. 41.

<sup>12</sup> Vgl. Karen A. Rasler und William R. Thompson: War and State Making. The Shaping of the Global Powers. Boston (Mass.) 1989, S. 13 (Tab. 1.2). Insgesamt gab es im 18. Jahrhundert siebenmal mehr Kriegstote in Relation zur Gesamtbevölkerung Europas als im 19. Jahrhundert. So Paul W. Schroeder: The Nineteenth-Century International System. Changes in the Structure. In: World Politics 39 (1986), S. 1–26, hier 11.

<sup>13</sup> Zu Unterscheidung und Zusammenwirken zwischen „structural principles“ und „procedural rules“ vgl. Andreas Osiander: The States System of Europe, 1640–1990. Peacemaking and the Conditions of International Stability. Oxford 1994, S. 5 und passim.

den europäischen Staatensystems. Das universale Ideal des verrechtlichten Kompromisses war in die Welt gesetzt. Für die außereuropäische Welt sollte es indes noch für lange Zeit keine Geltung erlangen.

Anders als manche der folgenden Friedensschlüsse des 17. und 18. Jahrhunderts hatten die Verhandlungen in Westfalen die Regulierung von Konflikten der europäischen Mächte außerhalb Europas nicht (oder nur ganz am Rande)<sup>14</sup> zum Gegenstand. Ihnen fehlte die imperiale Dimension. Nichts wurde kolonial umverteilt. Ebenso wenig ging es darum, wie Europäer und Nicht-Europäer miteinander umgehen sollten. Das Osmanische Reich, also der engste nicht-christliche Nachbar und Antagonist und damit der naheliegende Kandidat für einen solchen Befriedungsversuch, kam nur insofern ins Bild, als kein Wiener Kaiser, aber auch sonst kein leitender Staatsmann Europas es sich leisten konnte, die Türken völlig zu vergessen. Folgt man István Hiller, dann mutierte das Reich des Sultans gerade in den Jahren um 1648 vom gefürchteten Erzfeind der gesamten Christenheit zu einem Spielstein auf dem Brett der Gleichgewichtskalküle.<sup>15</sup> Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts war eine Phase des ‚disengagement‘ zwischen den Türken und der Christenheit. Das Haus Osman, im Innern durch eine wachsende Aushöhlung der Institution des Sultanats geschwächt,<sup>16</sup> stand nach dreizehn Kriegsjahren zwischen 1606 und 1663 mit Wien im Frieden und war ohnehin während der wüstesten Jahre des Dreißigjährigen Krieges mit seiner eigenen Kampagne gegen den safawidischen Iran (1624–1639) beschäftigt und an nichts weniger interessiert als an einem Zweifrontenkrieg.<sup>17</sup> Versuche, wie die des Grafen Thurn, des Anführers der böhmischen Adelsrevolte, den Sultan in den Krieg hineinzuziehen, blieben erfolglos.<sup>18</sup> Es führt also kein direkter Weg von Kriegsverlauf und Kriegsende zur nichtchristlichen und außereuropäischen Welt. Nicht nur der Frieden, sondern bereits schon der Krieg war eine innereuropäische Angelegenheit.

Keine aussagekräftigeren Ergebnisse verspricht die Frage nach der universalen Resonanz auf ein universalisierbares Friedenskonzept. Es läßt sich verfolgen, wer wann in welchem Teil der Welt von der Erstürmung der Bastille oder

<sup>14</sup> Im spanisch-niederländischen Frieden wird die Ausdehnung der Monopole der niederländischen Ostindien- und Westindienkompagnien festgelegt. Vgl. Horst Lademacher: ‚Ein letzter Schritt zur Unabhängigkeit.‘ Die Niederländer in Münster. In: Der Westfälische Friede (Anm. 6), S. 335–348, hier 347.

<sup>15</sup> Vgl. István Hiller: Feind im Frieden. Die Rolle des Osmanischen Reiches in der europäischen Politik zur Zeit des Westfälischen Friedens. In: Der Westfälische Frieden (Anm. 6), S. 395–404, hier 403.

<sup>16</sup> Vgl. Josef Matuz: Das Osmanische Reich. Grundlinien seiner Geschichte. Darmstadt 1985, S. 164–167.

<sup>17</sup> Vgl. Jean Béranger: Die Geschichte des Habsburgerreiches. 2. Aufl. Wien 1996, S. 283–292; Robert Mantran u. a.: Histoire de l'Empire Ottoman. Paris 1989, S. 230 f. In diesen Jahrzehnten wurde der einzige Krieg zwischen den Osmanen und ‚Europa‘ um die Kontrolle Kretas mit Venedig geführt (1645–1669, bei langen Unterbrechungen).

<sup>18</sup> Helmut Lahrkamp: Dreißigjähriger Krieg – Westfälischer Friede. Eine Darstellung der Jahre 1618–1648 in 326 Bildern und Dokumenten. Münster 1997, S. 41.

der Hinrichtung Ludwigs XVI. erfuhr und welche Konsequenzen sich daraus ergaben. Ähnliche *Weltwirkungen* von ‚1648‘ scheinen zu fehlen. Der Westfälische Frieden, so bemerkt Helwig Schmidt-Glintzer, war kein Datum für die chinesische Außenpolitik, und dieser Befund läßt sich verallgemeinern.<sup>19</sup> Selbst im Osmanischen Reich findet man so gut wie keine Anhaltspunkte dafür, daß an politisch maßgebender Stelle dem Friedensschluß von Münster und Osnabrück Beachtung geschenkt worden wäre. Nirgendwo wurden die Rechtskonstruktionen von Münster und Osnabrück und die allgemeinen Prinzipien, die sie bestimmten, zum Vorbild für die Befriedung von Konfliktverhältnissen. Dies heißt keineswegs, daß Mitteleuropa zu einer Insel des Rechts in einem Meer von Anarchie geworden wäre. Vielmehr blieben die jeweils regionalspezifischen Weisen von Diplomatie und Friedensstiftung unberührt intakt. Osmanen und Chinesen, kanadische Stammesälteste und indische Fürsten schlossen Frieden nicht auf den Spuren von Trauttmansdorf und Salvius, sondern weiterhin nach den mehr oder minder erprobten Verfahren eigener Diplomatie. Erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts verbreiteten sich die europäische diplomatische Praxis und das im 16. und 17. Jahrhundert geschaffene europäische Völkerrecht auf allen Kontinenten.<sup>20</sup> Man wird vergeblich nach einer unmittelbaren Weltwirkung der Errungenschaften von Münster und Osnabrück suchen.

Dennoch entstünde ein zu flaches Bild vom Europa des 17. Jahrhunderts, würde man es auf den Geltungsraum des Westfälischen Friedens beschränken. Da es auf dem Friedenskongreß so betont um das ging, was spätere Geographen ‚Mitteleuropa‘ nennen würden, vergißt man leicht, daß das Europa der Zeit des Dreißigjährigen Krieges ein expansiver Kontinent war. Seine kulturellen Außengrenzen griffen über die geographischen Umrißlinien der westeurasischen Halbinsel hinaus. Wie zuletzt Robert Bartlett in einer großen Übersicht gezeigt hat, begann der Prozeß des Siedelns, Eroberns und Missionierens bereits um die Jahrtausendwende.<sup>21</sup> Er führte in den Kreuzzügen und der spanischen Reconquista zur großen Konfrontation mit der islamischen Welt. Nach den Entdeckungs- und Eroberungsfahrten über den Atlantik und den Indischen Ozean setzte er sich im 16. Jahrhundert in Richtung Übersee fort und führte zum Aufbau transkontinentaler Reiche und weltweiter Handelsbeziehungen.<sup>22</sup> Die Geschichtsschreibung, insbesondere die deutsche, betrachtet die

<sup>19</sup> Siehe den Beitrag von Helwig Schmidt-Glintzer in diesem Band.

<sup>20</sup> Dies ist das gemeinsame Thema aller Beiträge in: The Expansion of International Society. Hrsg. von Hedley Bull und Adam Watson. Oxford 1984.

<sup>21</sup> Vgl. Robert Bartlett: The Making of Europe. Conquest, Colonization and Cultural Change 950–1350. London 1993.

<sup>22</sup> Aus einer unermeßlichen Literatur vgl. als vorzügliche Überblicksdarstellungen: Wolfgang Reinhard: Geschichte der europäischen Expansion. 4 Bde. Stuttgart 1983–1990, bes. Bd. 1 und 2; ders.: Kleine Geschichte des Kolonialismus. Stuttgart 1996, S. 8–96; G[oeffrey] V. Scammell: The First Imperial Age. European Overseas Expansion c. 1400–1715. London 1989.

Expansion zumeist als ein Akzidens der Geschichte Europas, eine Äußerlichkeit von minderer Bedeutung, die man einer kleinen Gruppe von Spezialisten für „Kolonial- und Überseegegeschichte“ anvertraut, ohne sich selbst darum zu kümmern. In globaler Sicht ist es indessen gerade der Export von Menschen, Macht und Ideen in die Welt hinaus, der Europas Einzigartigkeit begründet.<sup>23</sup>

Dem Zeitausschnitt des Dreißigjährigen Krieges entspricht selbstverständlich keine entsprechende Periode in der Geschichte der europäischen Expansion. Dennoch ist aufschlußreich, sich zu verdeutlichen, was gleichzeitig zum Krieg in Übersee geschicht. 1619 tagt in Jamestown (Virginia) die erste Repräsentativversammlung in der Geschichte Nordamerikas; die eigene Signatur des transatlantischen Neu-Europa zeichnet sich ab. Im gleichen Jahr gründen die Holländer Batavia, das heutige Jakarta; bis zum Aufstieg Kalkuttas im späten 18. Jahrhundert wird es der wichtigste europäische Stützpunkt in Asien bleiben. Zwischen 1622 und 1641 vollzieht sich, recht genau datierbar, die Ablösung Portugals durch Holland als die stärkste europäische Kraft im Indischen Ozean. In den Jahren nach 1627 eignen sich Engländer und Franzosen jene Inseln in der Karibik an, auf denen bald eine ungemein produktive sklavenbetriebene Plantagenwirtschaft entstehen wird: der Nachfragemotor des atlantischen Sklavenhandels. 1639 setzen sich die Engländer in Madras fest und beginnen mit der wirtschaftlichen Durchdringung Südostindiens. Genau zur gleichen Zeit erreichen Kosaken das Ochotskische Meer und vollenden damit die Durchquerung Sibiriens. Zwischen 1616 und 1642 erkunden niederländische Seefahrer – der bekannteste unter ihnen wird Abel Tasman – die Gewässer um Neuguinea, Australien und Neuseeland, ohne freilich einstweilen an die Kolonisierung dieser abweisenden Küsten zu denken. Vier Jahre nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges gründen die Holländer ihre Niederlassung am Kap der Guten Hoffnung, die Keimzelle weißer Siedlung im südlichen Afrika. Sämtliche dieser Vorgänge schließen Interaktionen mit der einheimischen Bevölkerung ein. Nirgends stoßen die Europäer in unbesiedelte Räume vor; stets ist in einem jeweils ganz unterschiedlichen Mischungsverhältnis eine Kombination von Diplomatie und Gewalt im Spiel.

Man könnte ähnlich fortfahren und würde den allgemeinen Eindruck nur verstärken: Das 17. Jahrhundert, vor allem seine erste Hälfte, ist weniger als das spanisch geprägte 16. und das britisch und russisch bestimmte 18. eine Epoche des großräumigen *empire-building* gewesen, dafür aber eine Zeit der Eroberung und des Ausbaus europäischer Brückenköpfe auf allen Kontinenten. Zwei herausragende Institutionen der Frühen Neuzeit erhielten in diesen Jahrzehnten ihre frühe Form: die privilegierte Handelskompanie und die Sklavenplantation. Nirgends, außer gezwungenermaßen in Japan und China mit ihrer strikten Fremdenkontrolle, fühlten sich die Europäer – im Sinne eines aufklärerischen

<sup>23</sup> Britische Historiker haben dafür ein besonders gutes Gespür. Vgl. etwa J[ohn] M. Roberts: The Penguin History of Europe. London 1997, oder Felipe Fernández-Armesto: Millenium. London 1995, mit neueren französischen oder deutschen Synthesen.

Kosmopolitismus – als Gäste. Fast überall, wo sie hinkamen, traten sie als Eindringlinge auf, die Eigentums- und manchmal auch Herrschaftsansprüche erhoben.<sup>24</sup> In jedem Falle griffen sie strukturell verändernd in das Wirtschaftsleben ein. Häufig nahmen sie Anstoß an einheimischen Religionen und Lebensformen, jedenfalls so lange, wie der Handel nicht durch religiöse Unduldsamkeit beeinträchtigt wurde. Auch wenn sie oft nur dadurch überleben und (im besten Falle) sogar prosperieren konnten, daß sie sich anfangs in bestehende Tauschzusammenhänge einklinkten und die halbwegs friedliche Koexistenz mit den stärkeren unter den einheimischen Machthabern suchten,<sup>25</sup> so brachte die Ankunft der Europäer doch fast stets die Errichtung einer Expansionsgrenze mit sich.

### III

Wie vor allem Andreas Kappeler in diesem Band zeigt, ist das Konzept der ‚Grenze‘ (im präziseren Sinn des anglo-amerikanischen Wortes *frontier*) besonders gut geeignet, die Beziehungen zwischen Europäern und den Angehörigen anderer Zivilisationen in einer Epoche zu beschreiben, in der direkte Kolonialherrschaft eher die Ausnahme denn die Regel war. Die Grenze ist ein Ort des Kontakts und zur gleichen Zeit ein Ort der Beobachtung. Aus beidem zusammen folgt, daß die europäischen Beobachter anderer Zivilisationen an der Grenze üblicherweise *teilnehmende* Beobachter sind: Soldaten, Missionare, Kaufleute. Wer an der Grenze lebt, agiert *und* betrachtet. Von einem Punkt im Grenzraum aus ergibt sich eine doppelte Sicht auf Krieg und Frieden: auf die Gewaltförmigkeit des unmittelbaren Umgangs wie auf die fremde Ordnung, die jenseits der Grenze ihren eigenen Gesetzen folgt. Manchmal gelingt es, als Späher und gleichsam mobiler Brückenkopf über die Festung und den Hafen hinaus in die Sphäre der Anderen vorzudringen. Reisende, Gesandte und Missionare finden sich in dieser Situation. Sie tragen, wie man sagen könnte, die Grenze mit und in sich.

Die Vielfalt der mit der Grenze verbundenen Aspekte, auf die Andreas Kappeler hinweist,<sup>26</sup> stark vereinfachend, kann man die frühneuzeitliche Expansionsgrenze (als typologisches Konstrukt) durch ihren Doppelcharakter definieren. Sie ist eine Wirtschaftsgrenze, die entlegene Gebiete mit dem ökonomischen Weltssystem verbindet oder sie sogar in dieses ‚inkorporiert‘. King Philips Abhängigkeit von europäischem Schießpulver ist dafür ein schönes Beispiel.

<sup>24</sup> Zu den juristischen Rechtfertigungen vgl. Sharon Korman: *The Right of Conquest. The Acquisition of Territory by Force in International Law and Practice*. Oxford 1996, S. 41–56.

<sup>25</sup> Diesen bekannten Sachverhalt bestätigt erneut: *Merchants, Companies and Trade. Europe and Asia in the Early Modern Era*. Hrsg. von Sushil Chaudhury und Michel Morineau. Cambridge 1999 (= *Studies in Modern Capitalism*).

<sup>26</sup> Siehe den Beitrag von Andreas Kappeler in diesem Band.

Zugleich läßt sich die Expansionsgrenze aber auch als Zivilisationsgrenze interpretieren, an der unterschiedliche Religionen, Gesellschaftsverhältnisse und kollektive Lebensformen zusammentreffen.

Die Außengrenzen des Europäischen unterscheidet sich nicht unbedingt in jedem ihrer Merkmale von innereuropäischen Grenzen, zum Beispiel von der besonders gut untersuchten Pyrenäengrenze zwischen Spanien und Frankreich.<sup>27</sup> Hier wie dort hat man es weniger mit klar demarkierten Linien im Sinne spätneuzeitlicher territorialer Souveränitätsumfassungen zu tun als mit Zwischenzonen und überlappenden Peripherien, in denen sich spannungreiche Mischverhältnisse herausbilden und auf lange Sicht halten können.<sup>28</sup> Auch treffen bei beiden Typen von Grenze ausgeprägte politische Ordnungen aufeinander. Es ist eine alte Legende, der europäische Supermensch sei in eine vorpolitisch-anarchische Wildnis vorgestoßen oder habe mit List und zielstrebigem Manipulation die reaktionsgelähmten Opfer magischer Weltanschauungen überwältigt.<sup>29</sup> Nahezu überall hatten sich Europäer, die im 17. Jahrhundert auf dem Lande allenfalls lokal, aber niemals *generell* waffentechnisch überlegen waren,<sup>30</sup> zunächst den Regeln einheimischer Politik anzubequemen. Sie hatten es mit

<sup>27</sup> Vgl. Peter Sahlins: *Boundaries. The Making of France and Spain in the Pyrenees*. Berkeley (Cal.) u. a. 1989; ders.: *State Formation and National Identity in the Catalan Borderlands During the Eighteenth and Nineteenth Centuries*. In: *Journal of Modern History* 60 (1988), S. 234–263; Almut Franke: *Franzosen, Spanier oder Katalanen? Die Pyrenäengrenze in der Frühen Neuzeit: Die Ausbildung nationaler Identitäten in einer Grenzregion*. In: *Menschen und Grenzen in der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Wolfgang Schmale und Reinhard Stauber. Berlin 1998 (= *Innovationen*, 2), S. 187–209. Grundlegend auch Daniel Nordman: *Frontières de France. De l'espace au territoire, XIV<sup>e</sup>–XIX<sup>e</sup> siècle*. Paris 1998.

<sup>28</sup> Dies ist eine unbestrittene Einsicht der neueren Forschung zum Phänomen der Grenze. Vgl. den Bericht bei Jürgen Osterhammel: *Die Wiederkehr des Raumes. Geopolitik, Geohistorie und historische Geographie*. In: *Neue Politische Literatur* 43 (1998), S. 374–397, bes. 375–379; Thomas M. Wilson und Hastings Donnan: *Nation-State and Identity at International Borders*. In: *Border Identities. Nation and State at International Frontiers*. Hrsg. von dens. Cambridge 1998, S. 1–30; sowie die Einleitung der Herausgeber in: *Menschen und Grenzen* (Anm. 27), S. 9–22. Vgl. auch Jürgen Osterhammel: *Kulturelle Grenzen in historischer Perspektive*. In: *Grenzen-los? Jedes System braucht Grenzen – aber wie durchlässig müssen diese sein?* Hrsg. von Ernst-Ulrich von Weizsäcker. Berlin 1997, S. 213–219.

<sup>29</sup> Vgl. als Kritik an T. Todorov, der eine solche Auffassung einflußreich vertritt: Jürgen Osterhammel: *Wissen als Macht. Deutungen interkulturellen Nichtverstehens bei Tzvetan Todorov und Edward Said*. In: *‚Barbaren‘ und ‚Weiße Teufel‘. Kulturkonflikte und Imperialismus in Asien vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*. Hrsg. von Eva-Maria Auch und Stig Förster. Paderborn 1997, S. 145–149, bes. 149–153.

<sup>30</sup> „By 1650 the West had already achieved military mastery in four separate areas: Central and Northeast America; Siberia; some coastal areas of Sub-Saharan Africa; and the islands of Southeast Asia.“ So Geoffrey Parker: *The Military Revolution. Military Innovation and the Rise of the West, 1500–1800*. Cambridge 1988, S. 117 f. Im Falle Südostasien ist diese Aussage allenfalls für die Philippinen haltbar. Einen Versuch der Darstellung der weltweiten militärischen Kräfteverhältnisse unternimmt Jeremy Black: *The Cambridge Illustrated Atlas of Warfare. Renaissance to Revolution, 1492–1791*. Cambridge 1996, bes. S. 32–45. Zur europäischen Überlegenheit auf See vgl. ders.: *War and the World. Military Power and the Fate of Continents 1450–2000*. New Haven (Conn.), London 1998, S. 61–64.

regionalen Machtzentren zu tun, die weitgehend in der Lage waren, die Konditionen des politischen Kontakts zu bestimmen.

Die vier wichtigsten Kennzeichen der Expansionsgrenze im Unterschied zu innereuropäischen Grenzen sind: erstens ihre Entstehung nicht aus langsamer Ethnogenese und Staatsbildung auf beiden Seiten, sondern aus plötzlicher und unerbetener Invasion; zweitens eine permanente Gewalttätigkeit von Vorstoß und Abwehr, die aber vor den Kolonialkriegen des 19. Jahrhunderts noch oft durch eine Art von Machtgleichgewicht in Schranken gehalten wurde; drittens ihr Charakter als religiöser Konfrontationsraum mit Nicht-Christen; viertens ihre zeitgenössische Interpretation als Zusammentreffen unterschiedlicher Sitten und Lebensformen, für die seit der Antike ein spezieller Diskurs über ‚Wildheit‘ und ‚Barbarei‘ bereitstand. Der letzte dieser Punkte hat in der neueren Forschung besondere Aufmerksamkeit erfahren. Daß Grenzsituationen bevorzugt Anlaß zu Diskursen über das Eigene und das Fremde geben, daß ‚Identitäten‘ sich überhaupt erst differentiell, also aus der Erfahrung des Nicht-Identischen, herausbilden – dies gehört mittlerweile zu jenen kulturwissenschaftlichen Gemeinplätzen, deren stets erneuerte Bestätigung zu abnehmenden Erkenntniserträgen führt. Im Vergleich dazu sind Analysen tatsächlicher Interaktionen entlang der europäischen Expansionsgrenze, vor allem in Eurasien, eher selten.<sup>31</sup>

Die Verhältnisse an der Expansionsgrenze waren selbstverständlich von Region zu Region höchst unterschiedlich. Da war zunächst die Pioniergrenze oder *frontier* in einem einigermaßen präzisen Sinne, wie sie Andreas Kappeler am Beispiel des moskovitisch-russischen Reiches untersucht. Funktionäre eines europäischen Imperialstaates und landhungrige Siedler setzten sich an ihr mit einheimischen Gesellschaften auseinander, deren Lebensweise auf der mobilen Nutzung von Fauna und Flora beruhte, die also Jäger oder Hirtennomaden waren. Steppen-, Prärie- und Waldgrenzen dieser Art – Kappeler trifft hier weitgehende Unterscheidungen – finden wir im 17. Jahrhundert vor allem in Nordamerika sowie in Nord- und Mittelasien. Das Massaker 1637 am Mystic River war charakteristisch für die Hemmungslosigkeit, mit der die Auseinandersetzungen – zumeist auf beiden Seiten! – geführt wurden. Zumindest in Nordamerika schreckten die Europäer nicht immer vor einem genozidalen Vernichtungswillen zurück. Er übertrug sich bald auch auf das Verhalten rivalisierender Indianerstämme untereinander; denn bis zur Auslöschung eines unterlegenen feindlichen Stammes waren die Bewohner Nordamerikas bis dahin nicht gegangen.<sup>32</sup>

<sup>31</sup> Es gibt allerdings neuere Beispiele für eine gelungene Verbindung der Untersuchung von Repräsentationen und Realitäten, z. B. *Russia's Orient. Imperial Borderlands and Peoples, 1700–1917*. Hrsg. von Daniel R. Brower und Edward J. Lazzerini. Bloomington (Ind.) 1997; *Cultural Encounters on China's Ethnic Frontiers*. Hrsg. von Stevan Harrell. Seattle (Wa.), London 1995.

<sup>32</sup> Vgl. etwa Salisbury: *Manitou* (wie Anm. 1), S. 79.

Doch das Schicksal der Pequots kann auch anders gelesen werden: Eben weil man die Indianer als starke Gegner fürchtete, behandelte man sie mit extremer Roheit, sobald man sie zu fassen bekam. Jedenfalls befand sich der nordamerikanische *frontier* noch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts in einer Art von Gleichgewicht. Der Flucht- und Operationsraum der großen Prärien und Wälder war den Indianern noch nicht verstellt. Solange die Europäer noch nicht in geschlossener Front auftraten, sondern sich – wie in Kanada – gegenseitig bekriegten, war die notorische Uneinigkeit der Einheimischen noch kein verhängnisvoller Nachteil. Zuweilen vermochte eine geschickte indianische Diplomatie die Initiative in der Hand zu behalten.<sup>33</sup> Schließlich benötigten die weißen Invasoren die wirtschaftliche Kooperation der Einheimischen – zwar nicht als abhängige Arbeitskräfte in einem Plantagensystem, wohl aber als Lieferanten von Proviant und Handelswaren, in erster Linie von Pelzen.<sup>34</sup> Die Beziehungen der Russen mit den ebenfalls in Stammesföderationen organisierten Reiternomaden der Steppe scheinen ähnlichen Mustern gefolgt zu sein. Die mittelasiatischen Völker befanden sich aber langfristig in einer stärkeren Position als die nordamerikanischen Indianer. Vor allem in Gestalt der Khanatsverfassung besaßen sie Elemente einer dichter integrierten Staatlichkeit. Auch war die Sozialstruktur vieler mittelasiatischer Völker der russischen insofern näher verwandt, als sie kooptierbare Aristokratien kannten. Feudale Solidarität über Kulturgrenzen hinweg und im Zeichen einer nahezu universellen Symbolik des Noblen scheint in Mittelalter und Früher Neuzeit häufig pazifizierend gewirkt zu haben, während der Zusammenprall stärker egalitär strukturierter Kollektive in Nordamerika, in Sibirien und später auch in Südafrika ein höheres Maß an Unverständnis und Gewalt freisetzte. Die Reiternomaden der mittelasiatischen Steppen – und ähnliches gilt für die Kaukasusvölker – profitierten gegenüber den Russen von militärischen Lokalvorteilen und einer jahrhundertelangen Erfahrung mit dem Wechselspiel zwischen sesshafter und mobiler Zivilisation. Das Russische Reich mußte sich einiger von ihnen, etwa der Kasachen, noch bis weit ins 19. Jahrhundert durch befestigte Grenzlinien erwehren.<sup>35</sup> Zu dieser Zeit war die Urbevölkerung Nordamerikas längst zu einer entwaffneten, entrechteten und zernierten Minderheit (*captive minority*) innerhalb der demokratisch verfaßten Siedlerstaaten USA und Kanada geworden.

Ein zweiter Grenztyp der Frühen Neuzeit war die inter-imperiale Militärgrenze. Sie war eine Art von gefrorener Expansionsgrenze, eine zumindest zeitweilige sicherheitspolitische Fixierung vergangener Eroberungen. An ihr stan-

<sup>33</sup> Vgl. William J. Eccles: *The Canadian Frontier 1534–1760*. 2. verb. Aufl. Albuquerque (N.M.) 1983 (= *Histories of the American Frontier*), S. XIII.

<sup>34</sup> Vgl. Philip D. Curtin: *Cross-Cultural Trade in World History*. Cambridge 1984, S. 207–229 (= *Studies in Comparative World History*).

<sup>35</sup> Vgl. Andreas Kappeler: *Rußland als Vielvölkerreich. Entstehung – Geschichte – Zerfall*. München 1992, S. 158 f.

den sich Militärstaaten ähnlichen Komplexitätsgrades gegenüber.<sup>36</sup> Im deutlichsten Fall dieser Art, der Nordgrenze des Osmanischen Reiches, muß zumindest für das Jahrhundert nach etwa 1520 von einer ‚Kontraktion‘ – nicht der ‚Expansion‘ – Europas die Rede sein, und für den Rest des Jahrhunderts läßt sich noch nicht von einem kontinuierlichen und ungebrochenen europäischen *roll back* der islamischen Großmacht sprechen. Im Jahre des Westfälischen Friedens gelangte Sultan Mehmet IV. zur Herrschaft. Er inaugurierte die letzte große Offensive der Osmanen. Sie führte zum Fehlschlag der Belagerung Wiens und endete 1699 mit dem für die Hohe Pforte demütigenden Frieden von Karlowitz. Aber immerhin: Noch 1683 verlief die Grenze des später so genannten christlichen Abendlandes vorübergehend vor den Mauern der Kaiserstadt. Auch nach dem Beginn des vieldiskutierten und vermutlich lange Zeit übertriebenen ‚Niedergangs‘ des Osmanischen Reiches<sup>37</sup> hielten es die Habsburger für nötig, einen breiten Puffergürtel, die sogenannte Militärgrenze, aufrechtzuerhalten.<sup>38</sup> Dieses militärisch kolonisierte Siedlungsgebiet, das von der Adriaküste bis Siebenbürgen reichte und bis 1881 zumindest rudimentär fortbestand, änderte mit der Zeit seinen Daseinszweck von der Abwehr osmanischer Kriegszüge zur Eingliederung der den Türken Schritt für Schritt entwundenen Gebiete und Bevölkerungsgruppen.<sup>39</sup>

István Hiller erzählt in diesem Band die Geschichte Ungarns unter dem Gesichtspunkt seiner Rolle als Grenzregion. Das Land war durch die osmanischen Eroberungen des 16. Jahrhunderts zerrissen und geteilt worden. Sein nicht besetzter Teil war ein ‚Frontstaat‘ des christlichen Europa, und es dürfte kein anachronistischer Fehlgriff sein, diesen Ausdruck aus dem Lexikon des Kalten Krieges auf die Verhältnisse nach der Mitte des 16. Jahrhunderts zu übertragen. Auf die dramatischen Phasen, in denen Krieg und hohe Politik ein Grenzland berühren und seinen inneren Verhältnissen in aller Regel einen Militarisierungsschub versetzen, folgt naturgemäß – so in Ungarn nach dem Frieden von Zsitvatorok (1606) – die Normalisierung. Die religiös-ideologischen Gegensätze bestehen fort und werden rituell und rhetorisch immer wieder aufgefrischt.<sup>40</sup>

<sup>36</sup> Zum Osmanischen Reich als Militärmacht jetzt vor allem Rhoads Murphey: *Ottoman Warfare, 1500–1700*. London 1999, bes. S. 35 ff.; Virginia Aksan: *Ottoman War and Warfare 1453–1812*. In: *War in the Early Modern World* (Anm. 5), S. 147–175.

<sup>37</sup> Zu diesem historiographischen Motiv und weitergehend zur Frage der Behandlung des Osmanischen Reiches in Relation zur europäischen Geschichte vgl. die wichtigen Gedanken bei Cemal Kafadar: *The Ottomans and Europe*. In: *Handbook of European History 1400–1600. Late Middle Ages, Renaissance and Reformation*. 2 Bde. Hrsg. von Thomas A. Brady u. a. Leiden 1994/95, Bd. 1: *Structures and Assertions*, S. 589–635, bes. 613–625.

<sup>38</sup> Jean Nouzille: *Histoire de frontières. L'Autriche et l'Empire ottoman*. Paris 1991, bes. S. 57 ff.

<sup>39</sup> Edgar Hösch: *Geschichte der Balkanländer. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart*. München 1988, S. 91.

<sup>40</sup> Rituelles Handeln an Grenzen ist erst kaum erforscht. Vorbildlich dazu: Thomas Rahn: *Grenz-Situationen des Zeremoniells in der Frühen Neuzeit*. In: *Die Grenze. Begriff und Inszenierung*. Hrsg. von Markus Bauer und Thomas Rahn. Berlin 1997, S. 177–206.

Kriegsgefangenschaft auf beiden Seiten war ein ständig drohendes Schicksal. Es konnte, wie Suraiya Faruqi hervorhebt, eine Chance zu Kenntnisvermittlung über die Grenze hinweg sein.<sup>41</sup> Zugleich aber entwickelt sich ein kleiner Grenzverkehr, intensiviert sich der Handel, sogar der in die Ferne, und bilden sich die Routinen lokaler Diplomatie heraus. Es kann sogar vorkommen – und dies war in Ungarn zeitweise der Fall –, daß der kleine Frontstaat mit den Machthabern des ihn schützenden Imperiums kaum weniger Probleme hat als mit dem Feind auf der anderen Seite der Grenze.

Blieb der Balkan bis hoch nach Ungarn und östlich bis zur Nordküste des Schwarzen Meeres ein nur vorübergehend zur Ruhe kommendes Krisen- und Kriegsgebiet, in dem Gleichgewichte selten anders als labil waren, so gelang, wie Sabine Dabringhaus erläutert, in Zentralasien eine dauerhafte Grenzziehung zwischen zwei expansiven Imperien.<sup>42</sup> Auch nach dem Zerfall von Dschingis Khans spätmittelalterlichem Großreich waren die verschiedenen mongolischen Völkerschaften ein aktiver Faktor im asiatischen Mächtespiel geblieben. Je schwächer das Kaisertum in Peking wurde, desto größer der potentielle Spielraum der Mongolen. 1644 wurde die chinesische Ming-Dynastie durch das Volk der Mandschuren gestürzt, das in den Gebieten nördlich der Großen Mauer innerhalb weniger Jahrzehnte einen rasanten Prozeß der Institutionenbildung, um nicht zu sagen der Staatsformierung durchlaufen hatte.<sup>43</sup> Die mandschurische Qing-Dynastie befriedete nach einer mehrere Jahrzehnte dauernden Konsolidierungsperiode das chinesische Kernland und wandte sich danach dem territorialen Ausbau des Reiches zu. Erfolgreicher als jedes frühere Kaiserhaus verstanden es die Qing, ihre Macht auf Peripherien wie die Mongolei, Tibet und Turkestan zu projizieren. Da zugleich die russische Erschließung Sibiriens Fortschritte machte, bewegten sich das Zarenreich und das sino-mandschurische Imperium im Herzen Asiens unaufhaltsam aufeinander zu.<sup>44</sup> Bevor es zu ernsthaften militärischen Zusammenstößen kommen konnte (aus denen die Qing wahrscheinlich als Sieger hervorgegangen wären), wurde 1689 der erste von mehreren Grenzverträgen ausgehandelt, die bis in die 1850er Jahre die diplomatischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden großen Vielvölkerreichen Eurasiens in friedlichen Bahnen hielten und jedem von ihnen freie Hand im eigenen Expansionsraum ließen.

So entstand – trotz mancher Reibungen – eine im Vergleich zur osmanisch-habsburgischen Grenze nicht allzu hoch militarisierte Demarkationslinie quer

<sup>41</sup> Siehe den Beitrag von Suraiya Faruqi in diesem Band.

<sup>42</sup> Siehe den Beitrag von Sabine Dabringhaus in diesem Band.

<sup>43</sup> Zu diesem bemerkenswerten Fall von frühneuzeitlichem *state-building* vgl. Bernd-Michael Linke: *Zur Entwicklung des mandjurischen Khanats zum Beamtenstaat. Sinisierung und Bürokratisierung der Mandjuren während der Eroberungszeit*. Wiesbaden 1982 (= *Sinologica Coloniensis*, 12).

<sup>44</sup> Zur Lage der Mongolen in dieser Konstellation vgl. Udo B. Barkmann: *Geschichte der Mongolei oder Die ‚Mongolische Frage‘. Die Mongolen auf ihrem Weg zum eigenen Nationalstaat*. Bonn 1999, S. 21–70.

durch Zentralasien. Ein Gegenstück zur multilateralen Ordnung von 1648? Vielleicht. Auf jeden Fall ein Beispiel für erfolgreiche Kriegsvermeidung. Den Preis für das Großmächtepatz zahlten allerdings die letzten unabhängigen Mongolen. Ihnen nahm das Einverständnis der Großen die Chance, diese gegeneinander auszuspielen. Niemand hinderte daher die Qing-Regierung in den 1750er Jahren daran, das westmongolische Volk der Dzungaren militärisch zu erledigen und es zu Hunderttausenden abzuschlachten. Flüchtlinge wurden vertragsgemäß von den zarischen Behörden ausgeliefert. Für die Dzungaren wurde eine inter-imperiale Militärgrenze zur tödlichen Falle.

Es gibt nicht viele, aber doch einige weitere Beispiele für eine langfristig beständige Machtbalance nach der Art der russisch-chinesischen. In Java ging die holländische Ostindien-Kompanie (VOC), die schlagkräftigste Truppe von Kaufmannskriegern der damaligen Zeit, nach 1650 in langwierigen Kämpfen gegen die einheimischen Staaten vor, ohne sie vorerst ganz besiegen und kolonial unterwerfen zu können.<sup>45</sup> Die schnelle Übernahme europäischer Waffen und Kriegsführungsmethoden durch die Javaner trug zu dieser Kräfteverteilung bei. Zwischen etwa 1680 und 1825 herrschte ein prekäres Gleichgewicht der Abschreckung zwischen den holländischen Invasoren und verschiedenen hochgerüsteten einheimischen Herrschern.<sup>46</sup> In Indien wiederum verhinderte im gesamten 17. Jahrhundert eine starke Hegemonialmacht, das Mogul-Reich, daß Europäer von ihren Handelstützpunkten an der Küste aus eine größere politische Rolle auf dem Subkontinent spielten. Eine *Balance-of-Power*-Situation bestand hier am ehesten noch zwischen dem Mogulreich und dem Persien der Safawiden-Schahs, die selber im Osten Ruhe brauchten, um ihre ständigen Auseinandersetzungen mit dem Osmanischen Reich führen zu können. Nach dem Zerfall des Mogul-Imperiums, der kurz nach 1700 begann, waren die Verhältnisse unter den Nachfolgestaaten derart beweglich, daß sich niemals eine halbwegs dauerhafte Multipolarität des einheimischen Staatensystems entwickelte. Erst jetzt griffen die Europäer zum eigenen Nutzen in die Konflikte unter den indigenen Staaten ein.

#### IV

Im Grunde wurde Indien nicht vor der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von der europäischen Expansionsgrenze eingeholt. China und Japan traf dieses Schicksal erst im 19. Jahrhundert. Bis dahin gab es in diesen Ländern keine po-

<sup>45</sup> Vgl. Merle C. Ricklefs: *War, Culture and Economy in Java, 1677–1726. Asian and European Imperialism in the Early Kartasura Period.* Sydney 1993.

<sup>46</sup> Vgl. Barbara Watson Andaya: *Political Development between the Sixteenth and Eighteenth Centuries.* In: *The Cambridge History of Southeast Asia.* Hrsg. von Nicholas Tarling. 2 Bde. Cambridge 1992, Bd. 1: *From Early Times to c. 1800.* S. 402–459, hier 450 f.

litisch-militärische Präsenz von Europäern, wohl aber vorgeschobene Beobachtungsposten.<sup>47</sup> Europäer hatten sich in Häfen und Enklaven an den Rändern überseeischer Zivilisationen und Staatenwelten installiert oder waren gar, wie die Jesuiten in China, ins Zentrum der Macht vorgedrungen, vermochten aber das Geschehen selbst nicht wirksam zu beeinflussen. Sie konnten indessen zu verstehen versuchen, was vor ihren Augen geschah, und ihre Berichte machten in Europa Verhältnisse bekannt, die dort immer wieder mit den eigenen verglichen wurden. Dank einer umfangreichen Asienliteratur waren interessierte europäische Leser über das zeitgenössische Geschehen im Osten ziemlich gut informiert.<sup>48</sup> Kaum ein Aspekt fand mehr Beachtung als Fragen von Krieg und Frieden.

Indien bot dabei das denkwürdige Spektakel des Zusammenbruchs imperialer Integration.<sup>49</sup> Während in Mitteleuropa der Dreißigjährige Krieg tobte, herrschte zwar nicht an den Außengrenzen, aber doch im Inneren des riesigen Herrschaftsgebietes des Großmoguls Shah Jahan (des Erbauers des Taj Mahal) Frieden. Reisende lobten immer wieder den Wohlstand und die friedlichen Zustände in einem der ausgedehntesten Staaten der Welt. Das politische System der Moguldynastie bot jedoch keinen Schutz dagegen, daß ein Übel *aller* frühneuzeitlichen muslimischen Imperien in beispielloser – und wohl in Europa unbekannter – Weise außer Kontrolle geriet: Zwischen 1651 und 1658 wurden große Teile des Mogulreiches von dramatischen Nachfolgekriegen unter den Söhnen Shah Jahans überzogen; diese Kriege wurden in Europa durch mehrere vielgelesene Reiseberichte bekannt.<sup>50</sup> Der Sieger, Aurangzeb, gönnte dem Subkontinent keine Ruhe. Er führte jahrzehntelang mit gewaltigen Heeren Krieg gegen die hinduistischen Fürsten Südindiens. In einem Bilderbuchfall von finanziell ruinöser Überdehnung (*imperial overstretch*) brach das großmächtige Reich kurz nach Aurangzebs Tod im Jahre 1707 zusammen und zerfiel in eine wirre Vielfalt sich bekämpfender Nachfolgestaaten. Indien wurde zum Menetekel eines entfesselten Militarismus – eine Pointe, die sich einige kritische Zeitgenossen des späten Ludwigs XIV. nicht entgehen ließen.

Im Falle Chinas, den Walter Demel vorstellt,<sup>51</sup> saßen die Beobachter als Kaufleute in Macau oder als Jesuitenmissionare in Peking. Sie wurden Zeugen

<sup>47</sup> Wie buchstäblich dies zu verstehen ist, zeigt eine neue Studie über britische Diplomaten und Kaufleute im Osmanischen Reich von Daniel Goffman: *Britons in the Ottoman Empire, 1642–1660.* Seattle (Wa.), London 1998.

<sup>48</sup> Eine enzyklopädische Auswertung dieser Literatur bei Donald F. Lach und Edwin J. van Kley: *Asia in the Making of Europe.* 3 Bde. in 8 Tln. Chicago, London 1965–1993, Bd. 3 (in 4 Tln.): *A Century of Advance.*

<sup>49</sup> Zum folgenden vgl. John F. Richards: *The Mughal Empire.* Cambridge 1993 (= *The New Cambridge History of India*, 1.5), S. 151 ff. Die Debatten um den Zerfalls des Reiches resümiert mit eigenen Lösungsvorschlägen Andrea Hintze: *The Mughal Empire and Its Decline. An Interpretation of the Sources of Social Power.* Aldershot 1997.

<sup>50</sup> Vgl. Lach und van Kley: *Asia in the Making of Europe* (wie Anm. 48), Bd. 3,2, S. 696–705.

<sup>51</sup> Siehe den Beitrag von Walter Demel in diesem Band.



einer ganz anderen Entwicklung als der imperialen Desintegration indischer Art. Man kann sie die universalmonarchische Pazifizierung nennen. Fast genau zu dem Zeitpunkt, als die Überlastung des Mogulsystems nicht länger verborgen blieb, das heißt am Anfang der 1680er Jahre, schloß der Kaiser Kangxi die langwierige und anfangs – zwischen etwa 1644 und 1651 – extrem blutige Machteroberung durch die Mandschuren ab und leitete eine Epoche des inneren Friedens im chinesischen Kernland ein.<sup>52</sup> Eine solche *pax* war in der chinesischen Geschichte nicht selten. Dennoch war sie keine kulturgegebene Selbstverständlichkeit, sondern auf der Grundlage einer stabilen Gesellschaftsordnung politisch ‚gemacht‘ worden. Man muß sich die Dimensionen der Ereignisse vor Augen halten: Ein Großraum, in dem etwa ein Fünftel der Weltbevölkerung lebte, blieb zwischen 1680 und 1796, als eine Kette von Bauernaufständen begann, wenn man großzügiger ist sogar von 1651 bis zum Beginn der großen Taiping-Erhebung 1850, von innerem Krieg verschont: das größte Friedensreich der frühneuzeitlichen Weltgeschichte. Die Frage, die der Kaiser Qianlong 1773 dem Jesuitenpater Michel Benoît stellte, war daher keineswegs unberechtigt: „Hat denn keiner unter Euren Souveränen die Macht, in Europa für Frieden zu sorgen – zumal sie doch alle miteinander verwandt sind?“<sup>53</sup> Gewiß hätte der Mandschumonarch, wie Helwig Schmidt-Glintzer mit seinem Hinweis auf die chinesische Idee des „Gastkaisers“ andeutet, keine Einwände gegen eine hegemoniale Pazifikation Europas erhoben. Eine konsensuelle Lösung nach der Art von 1648 lag nicht in der Tradition des chinesisch-mandschurischen Politikverständnisses.

Das nach Fläche und Bevölkerung um ein Vielfaches kleinere Japan machte ähnliche Erfahrungen.<sup>54</sup> Hier setzte ein starker Primus unter den Territorialfürsten, der erste Shogun aus dem Hause Tokugawa, in den Jahren nach 1600 gegenüber einer turbulenten Fürsten- und Ritterschaft einen hegemonialen Landfrieden durch, der Jahrhunderte anhielt. Japan, das im 20. Jahrhundert seine Nachbarn mit einem besonders aggressiven Imperialismus drangsalierte, erlebte auf seinen eigenen Inseln zwischen etwa 1630 (als die Reichseinigung vollbracht war) und 1945 weder innere Staaten- und Bürgerkriege noch militärische Invasionen von außen. Mehr noch als Indien und China lag es jenseits einer

<sup>52</sup> Vgl. Frederic Wakeman: *The Great Enterprise. The Manchu Reconstruction of Imperial Order in Seventeenth-Century China*. 2 Bde. Berkeley (Cal.) 1986; Lawrence D. Kessler: *K'ang-hsi and the Consolidation of Ch'ing Rule, 1661–1684*. Chicago, London 1976; Lynn A. Struve: *The Southern Ming, 1644–1662*. New Haven (Conn.), London 1984; dies.: *Voices from the Ming-Qing Cataclysm. China in the Tiger's Jaw*. New Haven (Conn.), London 1993.

<sup>53</sup> Zitiert nach Jürgen Osterhammel: *Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert*. München 1998, S. 78.

<sup>54</sup> Vgl. Asao Naohiro: *The Sixteenth-Century Unification*. In: *The Cambridge History of Japan*. Bd. 4: *Early Modern Japan*. Hrsg. von John Whitney Hall. Cambridge 1991, S. 50–95; Conrad Totman: *Politics in the Tokugawa Bakufu, 1600–1843*. Berkeley (Cal.) 1967; ders.: *Early Modern Japan*. Berkeley (Cal.) 1993, S. 37–99.

Beobachtungsgrenze, denn Europäer konnten das Land zwischen 1639 und 1858 nur unter äußerst restriktiven Bedingungen besuchen und hatten keinerlei Möglichkeit, in seine inneren Verhältnisse einzugreifen. Bis hin zum späten Immanuel Kant erkannten europäische Kommentatoren nicht zu Unrecht in Japans fremdenfeindlicher Selbstisolierung eine Ursache seiner ‚Glückseligkeit‘.<sup>55</sup>

## V

In der Frühen Neuzeit hatten die Europäer ein Monopol weder auf staatlich organisierte Gewalttätigkeit großen Stils noch auf befriedende Staatskunst. Wohin sie im Zuge ihrer Expansion auch kamen, exportierten sie Gewalt und die Errungenschaften ihrer „militärischen Revolution“, vor allem Rüstungstechnologie.<sup>56</sup> Es wäre jedoch falsch, hinter großen Konvulsionen wie den Bürger- und Eroberungskriegen in China in den 1640er und Indien in den 1650er Jahren oder auch hinter den verschiedenen osmanisch-persischen Kriegen oder der Verheerung Nordindiens durch den iranischen Usurpator und Warlord Nadir Shah in den Jahren 1737 bis 1739 primär *äußere* Ursachen zu vermuten. Auch waren die erfolgreichen Friedensstiftungen in Zentral- und Ostasien alles andere als Übertragungen europäischer Modelle. Friedensutopien, das irenische Ideal einer Universalmonarchie und das Methodenrepertoire kalkulierender Machtpolitik – einschließlich des Gleichgewichtsgedankens – gehörten zum kulturellen Fundus zahlreicher nicht-westlicher Zivilisationen. Neuere Untersuchungen haben die ‚Rationalität‘ etwa der irokesischen Diplomatie herausgearbeitet,<sup>57</sup> und es läßt sich kaum bestreiten, daß der Qianlong-Kaiser, der von 1736 bis 1796 regierte, weniger ein Gefangener einer geschlossenen ‚sinozentrischen‘ Mentalität und Weltanschauung war, wie man lange zu ausschließlich behauptet hat, als ein kühler Stratege vom Geisteszuschnitt seiner Nachbarin und Zeitgenossin, der Zarin Katharina II.

Europäer, die an der Expansionsgrenze dem Nicht-Europäischen gegenüberstanden, hatten es mithin nicht *a priori* mit einem unverständlichen ‚Fremden‘ zu tun, das sich nur einer, wie man gesagt hat, „wilden Völkerkunde“ er-

<sup>55</sup> Zum Motiv der Selbstabschottung Japans im europäischen Denken vgl. Jürgen Osterhammel: *Gastrecht und Fremdenabwehr. Interkulturelle Ambivalenzen in der frühen Neuzeit*. In: *Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit*. Hrsg. von Herfried Münkler unter Mitarbeit von Bernd Ladwig. Berlin 1997, S. 379–436, hier 404–412.

<sup>56</sup> Vgl. David B. Ralston: *Importing the European Army. The Introduction of European Military Techniques and Institutions into the Extra-European World, 1600–1914*. Chicago, London 1990 (leider für das 17. Jahrhundert nicht sehr ergiebig).

<sup>57</sup> Vor allem Richard Aquila: *The Iroquois Restoration. Iroquois Diplomacy on the Colonial Frontier, 1701–1754*. Lincoln (Nebr.) 1997; *The History and Culture of Iroquois Diplomacy. An Interdisciplinary Guide to the Treaties of the Six Nations*. Hrsg. von Francis Jennings. Syracuse (N.Y.) 1985; ders.: *Empire of Fortune. Crowns, Colonies, and Tribes in the Seven Years War in America*. New York 1988.

schloß. In Japan, so hieß es schon in den frühesten Berichten aus dem 16. Jahrhundert, sei alles anders als in Europa – und doch habe beinahe jede kulturelle Eigenart ihren begreifbaren funktionalen Sinn. Der Gegensatz zwischen ‚Uns‘ und den ‚Anderen‘, der – ganz unabhängig von den damit verknüpften Werturteilen – heute nahezu selbstverständlich zu sein scheint, ist eine Erfindung des frühen 19. Jahrhunderts. Er entspringt einer Kombination von europazentrierter Fortschrittsideologie mit romantischem Exotismus und dem Interesse junger Wissenschaften, die sich das Zuständigkeitsmonopol für ‚die Anderen‘ sichern wollten. Im 17. Jahrhundert war ein Europabewußtsein noch nicht stark genug entwickelt, um erfolgreich den Wettbewerb mit anderen Loyalitäten aufnehmen zu können. Nationale Selbst- und Fremdstereotype, die sich gerade in dieser Zeit schärften, wurden nur bei wenigen Intellektuellen bereits durch ein Supra-Stereotyp ‚des Europäischen‘ überwölbt. Schon der geographisch-politische Umfang des Kontinents war unbestimmt. Die Ostgrenze Europas war buchstäblich offen; die Urallinie kam erst im frühen 18. Jahrhundert ins Gespräch. Die Raumkategorie ‚Osteuropa‘ gab es nicht; noch 1771 stellte August Ludwig Schlözer seine bedeutende Geschichte Rußlands unter den Titel „Neue Nordische Geschichte“. Vor den petrinischen Reformen waren westliche Reisende in der Regel erleichtert, wenn sie die „Barbarei“ der Moskowiter hinter sich gelassen und ein zivilisiertes Land erreicht hatten: Persien oder China.<sup>58</sup>

Das Osmanische Reich war und blieb der erste Feind der christlichen Länder und Völker. Es wurde aber noch als mehreres zugleich wahrgenommen: als aggressiver und ziemlich effizient organisierter Militärstaat, als islamische Macht und erst in dritter Hinsicht als andersartig-‚orientalisch‘. Die Idee, die Türken seien auch ethnisch und kulturell „Fremdlinge“ in Europa (wie es bei Herder heißt) und sollten aus diesem Grunde hinter den Bosphorus zurückgeworfen werden, setzte sich erst mit dem Philhellenismus der 1820er Jahre durch, der sich größte Mühe gab, in den „jetztlebenden“ griechischen Hirten die Nachfahren der klassischen Hellenen zu sehen, um sie kulturell und anthropologisch über die Türken stellen zu können.<sup>59</sup> Freilich war die Idee der ebenso religiösen wie ethnischen Säuberung auch schon der Frühen Neuzeit nicht fremd.<sup>60</sup>

An der Expansionsgrenze stand eine embryonale europäische Identitätsbildung im Wettbewerb mit anderen Loyalitätskernen. In der Karibik, in Kanada, Südostasien, Westafrika und Indien bekämpften sich die europäischen Kolonialstaaten und zögerten nicht, sich einheimischer Verbündeter gegen ihre Mit-

<sup>58</sup> Zur Ideengeschichte der Ostgrenze Europas vgl. Osterhammel: Entzauberung (Anm. 53), S. 41–46, sowie grundsätzlicher Martin W. Lewis und Karen E. Wigen: *The Myths of Continents. A Critique of Metageography*. Berkeley (Cal.) 1997.

<sup>59</sup> Vgl. Osterhammel: Entzauberung (Anm. 53), S. 46–51.

<sup>60</sup> Einen Überblick über die Geschichte religiös und ethnisch motivierter Vertreibungen und Massenmorde gibt Andrew Bell-Fialkoff: *Ethnic Cleansing*. Basingstoke, London 1996, S. 7–49.

Europäer zu bedienen. Später, im Zeitalter des Hochimperialismus, wäre dies eine skandalöse Unmöglichkeit gewesen – bis im tabubrechenden Ersten Weltkrieg Kolonialtruppen auf europäischen Schauplätzen eingesetzt wurden. Konfession spaltete in der Frühen Neuzeit zuweilen tiefer als Religion. Katholiken verbündeten sich mit Heiden und Muslimen gegen Protestanten; die Holländer liehen 1637, im Jahre des Massakers am Mystic River, dem Daimyo von Hirado ihre Artillerie, um einen Aufstand katholischer japanischer Bauern zu unterdrücken.<sup>61</sup> Diplomatische Delegationen (etwa die russischen) und Schiffsbesatzungen (vor allem die der VOC) waren nicht ganz, aber beinahe so multinational zusammengesetzt wie die osmanische Oberschicht, die Söldnertruppen des Dreißigjährigen Krieges oder die Piratenbanden in der Karibik und im Mittelmeer.<sup>62</sup> Etwa die Hälfte der Soldaten und Unteroffiziere der VOC stammte aus Deutschland.<sup>63</sup> Und wie soll man die Identität einer transnationalen Elite wie der Jesuiten beschreiben, die in China, India, Paraguay, Französisch-Nordamerika und anfangs auch in Japan missionierten und forschten? Fühlten sie sich vor allem anderen als Europäer inmitten nicht-europäischer Umwelten?

Wird die schroff entgegengesetzte Abgrenzung zwischen Orient und Okzident, zivilisiertem Europa und barbarischem Rest der Welt erst in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts zur vermutlich dominierenden Haltung in der westeuropäischen Öffentlichkeit, obsiegt damals also eine exklusive Identitätsbildung, so ist für das 17. Jahrhundert trotz aller Grenzergewalt doch eher noch eine inklusive Identitätsformierung charakteristisch. Kulturelles Überläufertum – *going native* –, obwohl nicht gutgeheißen, war noch nicht der Rassenverrat, als den man es später stigmatisierte. Vor allem waren das 17. und 18. Jahrhundert, zumindest im atlantischen Raum, die große Zeit kreolischer Gesellschaftsgründung und Bewußtwerdung. Niemals zuvor und niemals danach haben sich in ähnlichem Umfang *koloniale* Identitäten neu gebildet.<sup>64</sup> Sie entstanden dort, wo das Lokalgewicht der Expansionsgrenze der Zentripetalkraft der Imperien entgegenzuwirken begann. In den maritimen Reichen begann die Grenze sich selbständig zu machen. Sie tat dies am Ende auch in Weltvision und Völkerrecht: 1823 erklärte der amerikanische Präsident James Monroe den europäischen Mächten, sie könnten den amerikanischen Kontinent künftig

<sup>61</sup> Zum Hintergrund des sogenannten Shimabara-Aufstandes vgl. George Elison: *Deus Destroyed. The Image of Christianity in Early Modern Japan*. Cambridge (Mass.) 1973, S. 217–221.

<sup>62</sup> Die Ähnlichkeiten zwischen Handelskompanien, Söldnern und Piraten diskutiert Janice E. Thompson: *Mercenaries, Pirates, and Sovereigns. State-Building and Extraterritorial Violence in Early Modern Europe*. Princeton (N.J.) 1994, S. 21 ff.

<sup>63</sup> Roelof van Gelder: *Het Oost-Indisch avontuur. Duiters in dienst van de VOC*. Nimwegen 1997, S. 53 und 55.

<sup>64</sup> Vgl. *Colonial Identity in the Atlantic World, 1500–1800*. Hrsg. von Nicholas Canny und Anthony Pagden. Princeton (N.J.) 1987; *Strangers Within the Realm. Cultural Margins of the First British Empire*. Hrsg. von Bernard Bailyn und Philip D. Morgan. Chapel Hill (N.C.) 1991.

nicht mehr als Kolonisationsgebiet betrachten. Neu-Europa fing an, den Erben Westfalens Grenzen zu setzen.

Das Friedenskonzept von 1648 wurde nicht auf die Beziehungen Europas zu Außereuropa übertragen. Die internationalen Beziehungen zu verrechtlichen war eine okzidentale Neuerung, die in anderen Kulturen kein Echo fand und keine Grundlagen hatte. Diese Kulturen gestalteten ihre Außenbeziehungen keineswegs willkürlich und rechtsfrei. Zeremoniell und erinnerte Tradition erfüllten mit anderen Mitteln ähnliche Funktionen. Wie Marshall Hodgson für die Frühe Neuzeit formuliert hat: „[...] it was the body of protocol and custom that governed relations among the far-flung Muslim states.“<sup>65</sup> Wie die verschiedenen, auch durch den ‚Konfessions‘-Gegensatz von Sunniten und Schiiten angeheizten Kriege zwischen dem Osmanischen Reich und Persien oder der persische Indienfeldzug von 1737/38 zeigen, verbürgten solche Kontakt- und Pufferkonventionen allerdings den Frieden nicht. Erfolgreicher war die chinesische Weltordnung, die die Randstaaten des Reiches der Mitte in einen integrierenden, auf asymmetrischen, aber reziproken Beziehungen aufbauenden Tributmechanismus (die westliche Sinologie sprach lange von einem „Tributsystem“) einbezog, ohne im Extremfall den Eroberungswillen mächtiger Angreifer wie der Mongolen im 13. und der Mandschuren im 17. Jahrhundert brechen zu können.<sup>66</sup> Trotzdem kann man die Tributbeziehungen als eine Vorstufe oder ein ungefähres funktionales Äquivalent jener universalen Völkerrechtsordnung betrachten, in der sie im späten 19. Jahrhundert aufgingen.<sup>67</sup> Diese Ablösung bedeutete eine Verschiebung von Ritual zu Recht und eine Formalisierung und Ent-Symbolisierung der internationalen Verkehrsformen. ‚Westfalen‘ erreichte Ostasien erst mit mehr als zweihundertjähriger Verspätung im Zuge der machtpolitischen Ausdehnung des Westens und der ‚Öffnung‘ Chinas, Japans und Koreas.

Ein weiterer Grund für die begrenzte Ausstrahlung des westfälischen Friedenskonzepts lag in seiner eingebauten Selbstbeschränkung. Seine Pointe bestand geradezu darin, die systemische Stabilisierung Mitteleuropas von allen überseeischen, balkanischen und sogar polnisch-osteuropäischen und iberi-

<sup>65</sup> Marshall G. S. Hodgson: *The Venture of Islam. Conscience and History in a World Civilization*. 3 Bde. Chicago, London 1974, Bd. 3: *The Gunpowder Empires and Modern Times*, S. 47. Eine transkulturell vergleichende Untersuchung diplomatischen Zeremoniells und seiner Funktionen wäre ein lohnendes Vorhaben. Ausgangspunkt könnte z. B. sein: Klaus Müller: *Das kaiserliche Gesandtschaftswesen im Jahrhundert nach dem Westfälischen Frieden (1648–1740)*. Bonn 1976 (= *Bonner Historische Forschungen*, 42), S. 116–143.

<sup>66</sup> Zu den Tributbeziehungen, deren systemischer Charakter Gegenstand der Diskussion ist, vgl. Jürgen Osterhammel: *China und die Weltgesellschaft. Vom 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit*. München 1989, S. 94–100. Grundlegend bleibt: *The Chinese World Order. Traditional China's Foreign Relations*. Hrsg. von John K. Fairbank. Cambridge (Mass.) 1968 (= *Harvard East Asian Series*, 32), sowie als wichtige Korrektur Erhard Rosner: *Die ‚Familie der Völker‘ in der Diplomatengeschichte Chinas*. In: *Saeculum* 32 (1981), S. 103–116.

<sup>67</sup> Vgl. Key-hiuk Kim: *The Last Phase of the East Asian World Order. Korea, Japan, and the Chinese Empire, 1860–1882*. Berkeley (Cal.) 1980.

schen Verwicklungen zu isolieren. Daher ist der Friedensschluß zwar ideenhistorisch ein weltweit innovativer Durchbruch zu einer Konstitutionalisierung eines multilateralen Konfliktsystems, war aber, nach seinen tatsächlichen Auswirkungen beurteilt, ohne iredische Auswirkungen in der nicht-christlichen Welt. An der Expansionsgrenze legten sich die Europäer keine rechtlichen Fesseln an. Sie hatten nicht den mindesten Grund, diese Grenze normativ zu stabilisieren. Das Bewegungstempo der Expansionsgrenze hing ganz allein von der Logistik peripherer Reichsbildung und der Stärke einheimischen Widerstands ab. Dort, wo die Militärapparate entwickelter Imperien aufeinandertrafen, vor allem an der Nordgrenze des Osmanischen Reiches, wurden die momentanen Kräfteverhältnisse mit den üblichen Instrumenten bilateraler Friedensregelung kodifiziert. Alle paar Jahrzehnte verschoben sich die Gewichte und zwangen zur Anpassung der Verträge an die neuen Realitäten. Vollends die Neutralisierung und Entschärfung religiös-ideologischer Gegensätze ließ sich auf die Beziehungen zu außereuropäischen Staaten und Völkern nicht anwenden. Die Entideologisierung innereuropäischer Konflikte ließ die äußeren Kulturgrenzen sogar um so schärfer hervortreten. Hinfort war es unmöglich, in reformatorischer Rhetorik den „Großtürken“ für einen weniger schlimmen Feind zu halten als den Papst. Die Idee eines friedlichen Nebeneinanders oder gar der Versöhnung der Religionen wurde eher in Zentralasien oder in Indien, etwa am Hofe des Mogulkaisers Akbar (reg. 1556–1605), gedacht als in Europa.<sup>68</sup> Sie hatte geringe Auswirkung auf die Gestaltung zwischenstaatlicher Verhältnisse.

Umgekehrt war die Duldung religiöser und ethnischer Minderheiten ein Strukturprinzip der großen agrarischen Imperien Eurasiens, die in der Weltzenerie des 17. Jahrhunderts stärker hervortreten als die gerade entstehenden Territorialstaaten Westeuropas. Sie ergab sich weniger aus einem – durchaus auch außerhalb Europas anzutreffenden – Toleranzgedanken als aus der Herrschaftspragmatik in Vielvölkerreichen. Die Mogule und die Mandschuren waren selbst Fremdherrscher, die ihre Herrschaftslegitimation einzig aus dem Recht des Eroberers und Friedensbringers ableiten konnten. Sie waren auf die Zusammenarbeit mit einheimischen Gruppen andersartiger religiöser Orientierung angewiesen, zumal im frühneuzeitlichen Eurasien – und nirgendwo mehr als im Osmanischen Reich – zahlreiche Verwaltungs- und Handelsfunktionen von religiösen und ethnischen Minderheiten wahrgenommen wurden: Armeniern, Parsen, Juden, Griechen, usw. Die Mogule ließen die hinduistische Bevölkerungsmehrheit Nord- und Zentralindiens religiös weitgehend unbehelligt, bis der Großmogul Aurangzeb zu einer militanten Islamisierungspolitik überging, die selbstzerstörerische Folgen zeitigte.<sup>69</sup> Die Qing wiederum hielten an einigen ihrer ursprünglichen schamanistischen Praktiken fest, paßten sich aber sonst den Religionen und Weltdeutungssystemen Chinas in nahezu überkom-

<sup>68</sup> Vgl. Arnold Hottinger: *Akbar der Große (1542–1605). Herrscher über Indien durch Versöhnung der Religionen*. Zürich 1998, S. 123–139 und 153–164.

<sup>69</sup> Vgl. Richards: *The Mughal Empire* (wie Anm. 49), S. 171–177 und 290.

pensierender Weise an. Die sino-mandschurischen Kaiser der Qing-Dynastie wurden so zu Schutzherrn gleichermaßen von Konfuzianismus, Buddhismus (besonders in seiner lamaistischen Ausprägung) und Islam.<sup>70</sup> Das vormoderne Russische Reich war durch eine außerordentliche religiöse und ethnische Vielfalt gekennzeichnet, gegen die das christliche Herrscherhaus und die schwache Staatskirche nicht einschritten; Kreuzzugsrhetorik richtete sich eher gegen die äußeren Muslime als diejenigen innerhalb der eigenen Grenzen. Seine politische Elite war ebenso „kosmopolitisch“<sup>71</sup> wie die des Osmanischen Reiches, die des Qing-Imperiums, in welcher Mandschuren, Chinesen und Mongolen und vorübergehend sogar Jesuitenpatres auf hohen Beraterposten vertreten waren, oder in begrenzterem Maße auch diejenige des Habsburgerreiches.

Die politische Landkarte Eurasiens im 17. Jahrhundert wurde also von polyethnischen und ‚kosmopolitischen‘ Großreichen dominiert. In ihnen war kein Platz für eine starke und unabhängige Kirche. Das Ziel der religiösen Homogenisierung der Bevölkerung war unbekannt. Minderheiten bzw., wie im indischen Fall, andersgläubige Untertanenmehrheiten wurden gut behandelt, solange sie ihre Steuern zahlten. (Allein Japan, das kein Vielvölkerreich war, trieb eine exklusionistische Religionspolitik von ‚spanischer‘ Strenge.) Die dominante Gesellschafts- und Herrschaftsstruktur war offen genug, um zumindest die politisch loyalen Führungspersonlichkeiten fremdethnischer und andersgläubiger Untertanengruppen zu assimilieren und zu inkorporieren. Europäer des 16. und 17. Jahrhunderts waren oft scharfsichtige Beobachter der asiatischen Reiche, deren politische Ordnungen und militärische Möglichkeiten sie sachkundig zu analysieren verstanden. Im 18. Jahrhundert schwand im Zeichen einer vereinfachenden und dämonisierenden Theorie des ‚orientalischen Despotismus‘ das Verständnis für die Formen asiatischer Politik, und seit der philhellenischen Bewegung des frühen 19. Jahrhunderts galten die polyethnischen Imperien als ‚Gefängnisse der Völker‘. Diese Geringschätzung hat auf die Historiographie abgefärbt, die sich auf Staat und Nation kapriziert und als Imperium allein das Heilige Römische Reich Deutscher Nation ins Auge faßt.

Nur der Blick auf das Funktionieren der Imperien erklärt indes, warum der Westfälische Frieden auch dann wenig Resonanz gefunden hätte, wäre man über ihn besser unterrichtet gewesen. Vieles spricht dafür, so etwas wie eine gesamturasische Krise des 17. Jahrhunderts anzunehmen und Ähnlichkeiten zwi-

<sup>70</sup> Vgl. Sabine Dabringhaus: Chinese Emperors and Tibetan Monks. Religion as an Instrument of Rule. In: China and Her Neighbours. Borders, Visions of the Other, Foreign Policy, 10th to 19th Century. Hrsg. von ders. und Roderich Ptak. Wiesbaden 1997 (= South China and Maritime Asia, 6), S. 119–134; Nicola di Cosmo: Manchu Shamanic Ceremonies at the Qing Court. In: State and Court Ritual in China. Hrsg. von Joseph P. McDermott. Cambridge 1999 (= University of Cambridge Oriental Publications, 54), S. 352–398.

<sup>71</sup> Den Ausdruck verwendet Kappeler: Rußland als Vielvölkerreich (wie Anm. 35), S. 130. Vgl. auch die schöne Charakterisierung des vormodernen Zarenreiches bei Geoffrey Hosking: Russia. People and Empire, 1552–1917. Cambridge (Mass.) 1997, S. 39–41.

schen Ost und West mindestens ebenso stark wie Unterschiede zu gewichten.<sup>72</sup> Ein signifikanter Unterschied bleibt jedoch: Der Dreißigjährige Krieg war Teil einer *postimperialen* Krise. In ihr kamen Staatsbildungsprozesse zum Vorschein, die nur infolge der Schwäche imperialer Integration möglich waren. Zur gleichen Zeit war der imperiale Integrationsmodus im größten Teil der Alten Welt noch intakt. Das 16. Jahrhundert war der weltgeschichtliche Höhepunkt der Machtstellung des Islam.<sup>73</sup> Im 17. Jahrhundert hielten islamische Dynastien zwischen Ungarn und Bengalen riesige Gebiete<sup>74</sup> zusammen und sorgten im wesentlichen für inneren Frieden und relative Prosperität. Japan dürfte im 17. und 18. Jahrhundert das innerlich stabilste Land der Welt gewesen sein. China ging aus dem Dynastiewechsel von 1644 gestärkt hervor und erlebte unter der *Pax tatarica* eine lange Friedensperiode, die mit den inneren Kriegen Europas auf das deutlichste kontrastierte. Das Russische Reich konsolidierte sich nach 1694 unter Zar Peter I. Nur in Indien nach 1707 und nach der zerstörerischen Invasion afghanischer Stammeskrieger von 1727 im Iran kam es zu imperialer Desintegration mit all ihren anarchischen Begleiterscheinungen. Wenn es im frühneuzeitlichen Asien überhaupt je eine Situation gegeben hat, für die sich so etwas wie eine ‚westfälische‘ Lösung angeboten hätte, dann war es die Rivalität der Nachfolgestaaten des Mogulreiches<sup>75</sup> in den mittleren Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts.<sup>76</sup> Statt in einer systemischen Selbstregulierung des machtpolitischen Polyzentrismus lag die Lösung der Krise jedoch in einer imperialen Reintegration des Subkontinents unter europäischer Fremdherrschaft, die bis 1947 bestehenbleiben sollte. Das Friedenskonzept von Münster und Osnabrück erreichte Asien nicht, weil dort weiterhin Imperien den inneren Frieden zu sichern verstanden.

<sup>72</sup> Vgl. Jack A. Goldstone: Revolution and Rebellion in the Early Modern World. Berkeley (Cal.), Los Angeles 1991.

<sup>73</sup> Hodgson: Venture of Islam, Bd. 3 (wie Anm. 65), S. 47.

<sup>74</sup> Den besten Eindruck von den geographischen Größenverhältnissen vermittelt die Karte „The Resurgence of Muslim Power 1520 to 1639“. In: The Times Atlas of World History. Hrsg. von Geoffrey Barraclough. London 1978, S. 170 f.

<sup>75</sup> Nominell existierte das Reich bis 1858 weiter.

<sup>76</sup> Eine vorzügliche Beschreibung der Verhältnisse in dieser Zeit gibt Burton Stein: A History of India. Oxford 1998, S. 181–200.